

Herausgeber: Ferdinand Pfister

Postadresse: pfisters protokoll • c/o textpfister • Am Wasser 55 • CH-8049 Zürich

Mailadresse: textpfister@bluewin.ch • Tel. 01 340 10 25 • Fax 01 340 10 26

Abonnement-Preis: Fr. 30.- für 6 Ausgaben

„Glaubt nicht an die erfahrenen alten Leute. Es gibt keine Erfahrung.“

Ein Gespräch mit Peter Bichsel

pfisters protokoll: *Hast du gewusst, dass man auf e-bay ein „seltenes und rares Bild“ mit Signatur von dir ersteigern konnte, das dann 12 Euro bzw. 18 Franken erzielte?*

Peter Bichsel: Ich wusste nichts davon. Aber ich glaube, ich kenne den Käufer. Es ist ein Chemiker, ein Industriemanager irgendwo in Deutschland, der alles sammelt von mir. Er reist in ganz Deutschland herum zu meinen Lesungen, und er kommt jedes Mal mit zwei Taschen voll Büchern zum Signieren. Der will nichts als den Namen – er entschuldigt sich mehrmals und verschwindet wieder. Er ist im Übrigen ein völlig normaler Mensch – kein Spinner.

pp: *An deinem 60. Geburtstag hast du zu mir gesagt „Wenn ich jetzt sterben müsste, hätte ich nicht das Gefühl, zuwenig lange gelebt zu haben.“ Das hat mich damals etwas neidisch gemacht, weil ich selber zum Tod immer, wenn überhaupt, ein ziemlich infantiles Verhältnis hatte. Als Kind sagte ich sinngemäss zu meiner Mutter: „Warum wird man überhaupt geboren, wenn man dann sowieso sterben muss? Das ist doch ein Betrug!“ Wie denkst du heute über deinen damaligen Satz?*

Bichsel: Das hat sich eher verstärkt. Die tolle Zeit im Leben ist jene Zeit, wo man Welt in sich aufnimmt und die Antennen draussen hat. Ich glaube nicht, dass ich viel mehr weiss inzwischen, als der Dreissigjährige gewusst hat. Doch, das stimmt immer noch. Wenn man nach vorn blickt, wenn man in die Zukunft blickt... Ein Asiat würde sagen, nach hinten, denn die Zukunft liegt für einen Asiaten hinter uns, er kann sie nicht sehen, die Vergangenheit liegt vor ihm, die kann er sehen. Eine Vorstellung, die uns völlig fremd ist. Weil unsere Vorstellung eine gehende ist und seine Vorstellung eine stehende. Vorausblickend, in die Zukunft blickend, ist es ein kurzes Leben. Zurückblickend ist es doch ein sehr langes. Wenn ich mich erinnere an den Dreijährigen, an den Vierjährigen... Ich habe das grosse Glück gehabt, dass ich mit sechs mit meinen Eltern von Luzern nach Olten gezogen bin. Es war nicht ein Glück, von Luzern nach Olten zu ziehen, keineswegs; das war für mich ein Unglück damals. Aber das Glück ist, dass ich genau weiss, was passiert ist, bevor ich sechs war, und was passiert ist, nachdem ich sechs war – durch diese zwei Standorte. Und was passiert ist in Luzern, bevor ich sechs war, das ist so weit, weit zurück, insofern ist es ein langes Leben. Der Angelpunkt ist, ich hab' dem General Guisan mal die Hand gegeben – und zwar spontan. Er ist irgendwo mit seinem grünen Auto stehengeblieben, es gab einen Riesenauflauf, und wir waren zuvorderst. Das muss 1939 oder 1940 gewesen sein, und das ist lange, lange her. Und die Begeisterung – die Begeisterung für moderne Architektur, die Begeisterung für moderne Literatur – ich habe die Dadaisten entdeckt, ich habe Hugo Ball entdeckt – vor allen. Wie intensiv man da lesen konnte, wie intensiv man sich freuen konnte, wie intensiv man sich engagieren konnte... – das ist alles lange her.

pp: *„Die schöne Magelone“ ist mir eine der liebsten von deinen Erzählungen. Darin steht der Satz: „So verlogen wie der Wirt ist die Stadt.“, und gemeint ist Solothurn. In Deutschland hättest Du vom Bürgermeister garantiert einen beleidigten Brief bekommen – wie Robert*

Gernhardt nach seinem Gedicht „Als er durch Metzingen fuhr“. Hast du vom Stadtpräsidenten keinen erhalten?

Bichsel: Es ist ganz eigenartig. In dieser Geschichte wird auch ganz deutlich ein wohlangesehener Mann, ein Solothurner, beschimpft. Auf die Geschichte hat nie jemand reagiert. Kein Solothurner, kein Solothurner Patriot, die hat man einfach ausgeblendet. Man mochte mich weiterhin, aber die Geschichte hat man ausgeblendet. Ich habe nie etwas dazu gehört. Da gab es einen Drucker in Solothurn, bei Gigandet, das war der Herr Reinhardt, der hat damals den „Gino“ gedruckt. Aus Dankbarkeit habe ich dann zwanzig Jahre später diese Geschichte geschrieben und wollte sie ihm schenken – und er hat sich unheimlich gefürchtet, sie zu drucken. Ist ja wohl auch gut, das er's nicht getan hat – ich glaube, das hätten sie dann weniger ertragen. Es ist ja nicht eigentlich eine Beschimpfung von Solothurn, es ist die Beschreibung einer Kleinstadt. Ich meine die Verlogenheit – Kleinstädte haben diese Verlogenheit. Ich erinnere mich, ich bin nicht mehr sicher, ich glaube, es war Wanne-Eickel in Deutschland. Als ich dort ankam zu einer Lesung, da stand am Bahnhof der Ortsname – ja, ich glaube, es war Wanne-Eickel – und dahinter: die Röntgen-Stadt. Das Erste, was ich dann gefragt habe, war: Hat Röntgen hier gelebt? Da hat der Mann, der mich abholte, gesagt, ja, wir haben auch ein Museum, wir können das morgen anschauen. Ich sagte: Nein, nein, das Museum interessiert mich nicht, aber ich war so überrascht. Da sagte er, ja, er ist hier geboren, und als er vier, fünf Tage alt war, sind die Eltern weggezogen. Und jetzt ist es die Röntgen-Stadt. Eine Kleinstadt erkennt man daran, dass wenn man da ankommt, der, der einen abholt, fragt: Wussten Sie, dass Schiller mal hier gelebt hat? Oder: Wussten Sie, dass Goethe mal hier durchgereist ist – oder dass Napoleon vor der „Krone“ ein Glas Wasser getrunken hat? Es ist mir noch nie passiert, dass mich ein Freund in New York abholt und gefragt hat: Wusstest du eigentlich, dass Edgar Allan Poe hier gelebt hat? Ich sage immer wieder: Neben all dem Guten, was Napoleon angerichtet hat – das Beste, was er angerichtet hat, war, dass er sehr, sehr viel Wasser trank offensichtlich, fassweise Wasser trank, denn es gibt mindestens 700 Kleinstädte in Europa, wo er ein Glas Wasser getrunken hat – und damit der jeweiligen Kleinstadt auf ewige Zeiten eine Identität gab. „Schönste Barockstadt der Schweiz“ – Solothurn – das ist auch so ein Etikett der Identität. Die Ausnahme, die all-einzigste, die wirkliche Barockstadt, was sie ja, wie alle wissen, nun wirklich nicht ist.

pp: *Aber die Auswärtigen glauben es alle.*

Bichsel: Natürlich – und die St. Ursenkirche sieht sehr schön aus von aussen, ist ein Wunderbeispiel von Hochklassizismus, die wird jetzt als Spätbarock verkauft. Da muss man mal reingehen in diese kahle Kirche – da ist nichts Barockes daran, und Spätbarockes schon gar nicht.

pp: *Mich erstaunt überhaupt, wie selten du insgesamt angegriffen worden bist. Dein Gespräch mit Werner Morlang im Anhang des Buches „100 beste Bücher“ von John Cowper Powys trägt den Titel: „Mir kann nichts passieren“. Als ich den Satz las, dachte unwillkürlich und ohne Überlegung: Ja, das ist einer, dem nichts passieren kann. Wie Goethe, dem konnte auch nichts passieren. Magst du dazu etwas sagen?*

Bichsel: In meinen Anfängen, zum Beispiel bei "Des Schweizers Schweiz", da wurde ich schon angegriffen, da wurde ich offen auf der Strasse beschimpft, als dieses Buch herauskam. Dazu kamen zeilenweise Drohbriefe und Saubriefe, bis zur Morddrohung, das alles gab es schon. Ich hatte eine schwere Zeit in Solothurn, nachdem mein erstes Buch erschienen war – der will ein Schriftsteller sein, das ist doch nichts, undsoweiter. Sie hatten sich da bereits für Andere entschieden, die ihre Schriftsteller sind. Da bin ich schon ein bisschen Spiessruten gelaufen, aber nehmen wir „Des Schweizers Schweiz“: Schon ein Jahr später hat man das den Jungbürgern verteilt, erstmal mit dem Satz „Seht, so etwas darf man in der freien Schweiz sagen“, später dann schon etwas freundlicher gegenüber dem Inhalt – man bekommt dann seine Rolle zugeteilt, und dann hat man diese Hofnarrenrolle, und die Leute sind daran gewöhnt. Mich stört das gar nicht, man kann aus dieser Position viel mehr sagen, als wenn

man dauernd angefeindet würde. Es gibt so dieses eigenartige schweizerische Verhalten der Diskretion – ja keinen Lärm machen, ja keinen Skandal machen, schön drüber weggehen, nicht hinhören undsonweiter. Das hat durchaus seine Vorteile. Man kann auch sonst mit diesem Verhalten der Diskretion in diesem Land relativ unbehelligt leben. Die Leute in der Eisenbahn, die mich kennen, belästigen mich nicht – weder positiv noch negativ.

pp: *Da sind wir alle kontaminiert damit.*

Bichsel: Natürlich.

pp: *Bei dir liest man eigentlich selten etwas über Philosophen, Philosophie etc. Dabei bist doch eigentlich im weitesten Sinn ein philosophischer Erzähler. Oder liege ich da völlig daneben?*

Bichsel: Ach, das weiss ich nicht. Von meiner Arbeit her, selbst bei meinen Kolumnen – ich empfinde meine Arbeit nach wie vor als eine sehr abstrakte. Ich bin an Sprache interessiert, mich interessiert, was man mit Sprache machen kann, wie man das machen kann. Ich war bis 25 ein konkreter Lyriker, habe keine Prosa geschrieben, zuerst waren es Gedichte, Lyrik, später konkrete Lyrik, und ich glaube, ich bin im Geheimen ein Lyriker geblieben. Mich freut es, dass das nicht auf den ersten Blick erkennbar ist, dass sich die Leute an einem Inhalt und an sogenannten Aussagen erfreuen können, aber die Sprache an und für sich, das Erzählen an und für sich interessiert mich, nicht das Erzählen über ... – mein Thema ist das Schreiben.

pp: *Du warst Primarlehrer. Das ist für mich einer der ganz schweren Berufe – vor allem heute. Für mich wäre das der bare Schrecken – überhaupt Lehrer, wo auch immer. Du hast damals das Buch „Schulmeistereien“ gemacht. Kannst du den heutigen Lehrerinnen und Lehrern etwas mit auf den Weg geben?*

Bichsel: Ich kenne mich nicht mehr aus. „Ich möchte nicht Lehrer sein, besonders heute nicht“ – das haben wir schon oft gehört. „In diesen heutigen Zeiten, mit diesen verwöhnten Jugendlichen“ und weiss ich was. Ich war es sehr gerne, ich habe es sehr gern gemacht, aber es war eine andere Zeit. Pädagogen gab es noch nicht. Es gab sie wohl schon, aber sie sind nicht auffällig geworden. Man hat sie nirgends gesehen. Das Einzige, was wir an Formularen ausfüllen mussten damals, war jährlich eine Liste mit allen Schülern, Jahrgang, Heimatort, und man machte einen Jahresbericht von etwa anderthalb Seiten. Das war alles. Heute ist die Schule, und diese Schule habe ich nicht mehr erlebt, total durchbürokratisiert. Wenn ich heute sage, ich möchte heute nicht mehr Lehrer sein, dann wegen dieser Bürokratisierung. Damals gab es eine Schulstube, da war man souverän drin, und solange ein guter Teil der Schüler die Prüfungen bestand hinterher, war alles in Ordnung. Im Kanton Solothurn war der Lehrplan für sämtliche neun Schulklassen etwa 18 bis 19 Seiten dick, ein ganz kleines Büchlein. Man war da sehr frei, und das habe ich geschätzt, das habe ich auch ausgenutzt. Und dann kam der Inspektor, das war ein Bezirksschullehrer aus der Umgebung. Mit diesen Inspektoren habe ich mich grundsätzlich zerstritten, ich habe ihnen Hausverbot gegeben, das gab dann eine riesige Sache. Aber die Sache war nicht so riesig, weil Lehrermangel herrschte damals, da konnte man sich das leisten. Da habe ich halt einige Inspektoren verbraucht, und im nächsten Jahr haben sie mir dann jeweils einen anderen, wenn möglich noch böseren, geschickt, ich kam da ganz gut durch. Und ich bin kein Schulflüchtling, ich hab' damit gerechnet, dass ich bis 65 Lehrer sein werde, und ich habe im Grunde genommen nichts unternommen, überhaupt nichts unternommen, um von diesem Lehrerberuf wegzukommen. Ich habe meine Kollegen bestaunt, gute Lehrer und interessierte Leute, die hatten ihre Modelle, also nächstes Jahr gehe ich nach Soundso, nach Wien an die Filmschule, und das war auch schon vorbereitet, ich habe gestaunt über die Ausstiegsmodelle, die sie hatten. Sie sind dann alle bis 65 geblieben, und ich war weg. Ich bin irgendwie froh, dass ich weggekommen bin, das ist alles in Ordnung, aber es war eigentlich nicht mein Entscheid, es war echt Zufall. 1968 hat man mir angeboten, ein Jahr auf die Redaktion der „Weltwoche“ zu gehen, das hat mir sehr gefallen, es war eine wunderbare Zeit, mit Hugo Leber und Bruno Schärer zusammen, ich habe auch viel gelernt dabei. Ich hatte dafür ein Jahr unbezahlten Urlaub genommen, und es hat mir so gefallen, dass

ich das verlängern wollte, und diese Verlängerung haben sie mir dann nicht gegeben. Da habe ich dann halt mal gekündigt, und drei Wochen später bekam ich Streit auf der „Weltwoche“, da kündigte ich dann auch, und so stand ich dann auf der Strasse, ohne Geld und nichts. Und der Lehrermangel war schon wieder vorbei. Und so bin ich halt dann Schriftsteller geworden. Der „Milchmann“ ist rausgekommen, als ich noch Lehrer war, und „Die Jahreszeiten“ auch.

pp: *Welches waren eigentlich deine erfolgreichsten Bücher?*

Bichsel: Im Verkauf schon die „Kindergeschichten“. „Die Jahreszeiten“ ist völlig durchgefallen bei den meisten Kritikern...

pp: *Na ja, nicht nur...*

Bichsel: Nicht nur, aber im grossen Ganzen schon – das berühmte zweite Buch halt. Es wäre auch mit mir anders rausgekommen, wenn das zweite Buch nicht ein Misserfolg gewesen wäre – aber es war immerhin noch ein Verkaufserfolg, es würde auch sehr viel übersetzt, das war damals noch so, das waren diese Sechzigerjahre, in denen die Verleger noch Manuskripte gesucht haben, und in der die Leser noch unterwegs waren, Neues gesucht haben. Das ist inzwischen vorbei. Es war dann nur noch „Zur Stadt Paris“ einigermaßen erfolgreich. Alle anderen meiner Bücher sind fast Kleinauflagen. Von den Büchern hätte ich auch nie leben können. Ausser damals, von den „Kindergeschichten“, da konnte ich es einige Zeit. Die Autoren leben bis heute von Lesungen, die sind sehr gut bezahlt. Das ist eine luxuriöse Einrichtung im deutschen Sprachgebiet. Das gibt es sonst nirgends auf der Welt, solche literarischen Lesungen und ein Publikum dafür, und Leute, die bereit sind, recht viel dafür zu bezahlen.

pp: *Du hast vorhin gesagt, das ist vorbei, also dass die Leute suchen, dass die Verleger suchen...*

Bichsel: Als Otto F. Walter aus dem Walter Verlag vertrieben wurde und wir alle weggingen, da habe ich etwa von vierzehn Verlagen Angebote bekommen, und alle vierzehn waren literarische Verlage, und es waren Angebote, die man ohne weiteres seriös prüfen konnte. Ich habe mich dann entschieden, mit Otto F. Walter zu Luchterhand zu gehen. Vielleicht ein falscher Entscheid, aber was solls. Heute ist das undenkbar. In diesen Sechzigerjahren hat es wohl in keiner Schublade irgendein Manuskript gegeben, das eine hohe Qualität hatte und keinen Verlag fand. Inzwischen liegen mit Sicherheit gute und hervorragende Manuskripte in diesen Schubladen. Es gibt noch vier oder fünf ernstzunehmende literarische Verlage, und die haben alle ein sehr schmales Programm.

pp: *Und das bei gestiegener Einsendemenge...*

Bichsel: Das ist anzunehmen, aber es war natürlich immer viel. Man kann sich schon beklagen, dass am Fernsehen und am Radio all diese Sendungen über Literatur oder Kultur schlechthin zurückgegangen sind, aber wenn man schaut in den Zeitungen, die Literatur hat immer noch eine Präsenz, die weit höher ist als die gesellschaftliche Relevanz der Literatur. Es gibt da keine Gründe, sich zu beklagen. Und das Buch lebte natürlich immer davon, dass es überschätzt wurde. Wenn irgendwo eine kleine politische Gruppe, die für oder gegen etwas kämpft, ihre Strategien entwickelt, kommt schon in der ersten Sitzung einer und sagt: Wir machen ein Buch. Das dann viel zu teuer ist, weil sie zum lokalen Drucker gehen und fragen, wie viel das kostet. Aber sie glauben, wenn sie ein Buch haben, das dann gebunden ist, dann weiss es dann die ganze Welt, was wir wollen, und die ganze Welt wird das lesen, so ist es nicht. Es ist sehr schön, dass das Buch überschätzt wird, davon leben wir.

pp: *Peter von Matt stellte fest, dass das Politische aus deinen Kolumnen verschwunden ist. Könnte das daran liegen, dass es nicht mehr möglich ist, über politische Themen etwas Eigenes, Unverwechselbares zu sagen?*

Bichsel: Nein, ich habe das auch schon überlegt. Ich habe keine einzige Kolumne geschrieben, auch heute noch, die für mich nicht politisch ist. Ich erwarte halt auch vom Leser, nicht von allen Lesern, aber von einzelnen, dass sie noch zwei Schritte weiterdenken, und schon sind sie, die Kolumnen, politisch. Es liegt an einer ganz anderen Sache. Ich glaube,

wenn man sie genau anschaut, sind sie fast gleich, die frühen und die späten. Aber die frühen sind in einer anderen Zeit, nämlich in einer politischeren Zeit, geschrieben. Ich konnte vor dreissig Jahren ein Geschichtlein, ein einfaches Geschichtlein schreiben, und der Leser hat es als politisch empfunden – weil er selbst politisch motiviert war. Ich kann heute dieselbe Geschichte schreiben, und sie erinnert an nichts. Es ist einfach nicht wahr, was immer wieder behauptet wird, Frisch hat noch und Dürrenmatt hat noch, die haben noch Bewegungen angerissen – Frisch hat keine einzige politische Bewegung angerissen, kein einziges politisches Thema angerissen, sondern er hat sich den Themen zur Verfügung gestellt, die da waren. Es gab Leute, die eine Friedensdemonstration machten, es gab Leute, die eine Demonstration gegen die Generäle in Griechenland machten, und die haben den Frisch bearbeitet, dass er da mitmachen soll, und er hat dann da eine Rede gehalten. So hat das stattgefunden, und so ist es auch richtig. Es kommt etwas Zweites dazu. Ich bin in meinen Kolumnen von Jahr zu Jahr ehrgeiziger geworden. Ich habe immer das Gefühl, ich verteidige da eine Literaturform, nicht die Kolumne, sondern das Feuilleton, das alte Feuilleton, unter dem Strich, das es schon lange nicht mehr gibt – eine Literaturform, die von den Literaturhistorikern nie wahrgenommen wurde. Es wurde nie wahrgenommen, dass alle Autoren in den Zwanzigerjahren Feuilletons geschrieben haben. Robert Walser gilt als Kurzprosaist inzwischen, so ein Quatsch, das ist nicht Kurzprosa, es sind alles Feuilletons, die er geschrieben hat. Er hat sich die Finger wundgeschrieben, um Geld zu verdienen, er war auch nicht arm wie eine Kirchenmaus, er war sicher nicht reich, aber er hatte immer ein bisschen Geld von seinen Feuilletons, die von den Zeitungen gesucht waren, die mussten diese Spalten unter dem Strich füllen. Das wertet sie keineswegs ab, das Feuilleton war eine Literaturform, und eine wichtige Literaturform. Aber sie ist den Literaturhistorikern nach wie vor peinlich. Ich kämpfe eigentlich für diese Literaturform. Da ist mir dann das Formale wichtiger. Ich mache es mir verdammt schwer, ich muss morgen eine Kolumne liefern, hab' noch überhaupt nichts, und bin wieder auf der Suche nach... – ich will in den Kolumnen erzählen. Und das mag sein, das ist es wohl, Politik war in den Sechziger- und Siebzigerjahren noch erzählbar. Sie ist nicht mehr erzählbar. Man kann nur noch schreiben erstens, zweitens, drittens, und ich bin dafür, weil und so, und ich bin dagegen, weil und so, es ist furchtbar apodiktisch geworden. Mir ist inzwischen in meinen Kolumnen das Erzählen wichtiger als die politische Aussage. Ich überprüfe aber immer noch Satz für Satz und Wort für Wort, ob es politisch in die falsche Richtung gehen könnte. Da bin ich immer noch akribisch. Ich habe einen Leser in Solothurn, ein Säufer, inzwischen ein ehemaliger Säufer, ein schwieriger Mensch, dem wohl niemand ansieht, dass er überhaupt liest – er kennt die hinterste Zeile von mir auswendig. Und er hat zwar kein Geld, aber er geht zum Kiosk und kauft sich die Schweizer Illustrierte, alle vier Wochen, weil er die Kolumne lesen will. Und er reklamiert, er ruft mich an und sagt, das war dann gar nichts, diesmal, das war gar nichts, diese Kolumne. Und ich weiss immer ganz genau, wenn sie gar nichts ist. Auch er ist interessiert an Inhalten, an politischen Inhalten, aber das ist es nicht. Wenn sie nicht erzählt ist, dann reklamiert er. Und er ist mein Massstab geworden, ich denke an ihn, wenn ich schreibe, und ich möchte nicht, dass er feststellt, das war nichts. Es ist mir wurst, wenn alle Anderen, tausende, sagen, das war wunderbar, ich will vor diesem einen Leser nicht scheitern. Weil der will erzählt haben, und ich glaube, das ist sein gutes Recht. Wenn ich mich schon Schriftsteller nenne, ist es sein gutes Recht, dass ich ihm erzähle – und ihm nicht einfach die Welt erkläre.

pp: *Im Internet ist mir aufgefallen, dass sich mit deiner Erzählung „Die Tochter“ aus „Eigentlich möchte Frau Blum...“ noch heute viele junge Leute befassen...*

Bichsel: ...müssen!

pp: *Als ich den Text jüngst wieder las, fand ich ihn schon beinahe bedrohlich und klaustrophobisch. Er enthält für mich die ganze Trostlosigkeit jener Jahre in einem solothurnischen Dorf, die ich ja auch erlebt habe – mir kam die Erzählung vor wie ein*

dunkles Gemälde an der Wand, das im Lauf der Zeit immer noch dunkler wird. Wie siehst du diesen Text?

Bichsel: Ich hätte nichts dagegen, wenn man diese 21 Milchmann-Geschichten als Idyllen bezeichnen würde. Idylle heisst wörtlich übersetzt Bildchen. Es sind 21 Bildchen. Eigentlich vorgestellte Bilder, die beschrieben werden. Als Bild von Monika, die da nach Hause kommt mit dem Modejournal unterm Arm, Sekretärin in der Stadt. Das ist das eine. Monika war schon damals ein Bildchen, das sehr antiquiert war. Es gab damals noch Monikas, aber nicht mehr so viele. Ich finde es ganz gemein, dass Lehrer in aller Welt ihren Schülern diese Monika vorsetzen. Und weil man dann stundenlang darüber diskutieren kann, ohne sich vorzubereiten, so mit: „Ist es nicht auch so im Leben?“. Das ist die einzige Geschichte, zu der ich inzwischen ein schlechtes Verhältnis habe. Und dann kommen Lehrer und sagen, Sie haben ja keine Ahnung, wie sich meine Schüler über Ihre Geschichten freuen. Dann sage ich: Was für Geschichten? Ja, zum Beispiel „Die Tochter“. Und dann sage ich: Und was für welche noch? Ja, eben „Die Tochter“! Und dann stelle ich schon fest, dass dieser Lehrer noch nie etwas gelesen hat von mir – ausser diese „Tochter“, weil sie im Lesebuch ist. Und im Lesebuch ist sie aus dem einzigen Grund, weil in dieser Eloge, in dieser Lobhudelei von Reich-Ranicki damals in der ZEIT, „Die Tochter“ und „San Salvador“ – der mit der Füllfeder – erwähnt waren. Diese beiden Geschichten und die Titelgeschichte, „Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen“, sind in sämtlichen Lesebüchern, überall, und keine andere! Und ich kann es einem heutigen Zwölf- oder Vierzehnjährigen nicht übel nehmen, wenn er mit dieser Geschichte nichts, aber auch gar nichts anfangen kann. Ich hasse diese Geschichte. Wenn ich nachts schweissgebadet aufwache, dann fällt mir ein, jetzt werden wohl wieder ein paar japanische Kinder mit der „Tochter“ gequält im Deutschunterricht. Und im Deutschlehrbuch, im japanischen, im schwedischen, im spanischen, ist dann immer „Ein Tisch ist ein Tisch“ – die Geschichte, wo die Wörter ausgewechselt werden. Eine Geschichte, mit der ein Fremdsprachiger absolut nichts anfangen kann – denn Fremdsprache klingt ja schon so für ihn! Und wenn man dann auch noch die Wörter austauscht, die er ohnehin schlecht versteht... – die Geschichte ist absolut ungeeignet für Fremdsprachen. So sensibel sind Lehrer als Leser. Und in diesen Schulbüchern ist dann nicht etwa der Originalverlag als Quelle erwähnt, sondern immer ein anderes Schulbuch. Wenn ich diese Schulbücher, die ich alle zugeschickt bekommen habe, gesammelt hätte, hätte ich hier drinnen nicht Platz. Die würden alle vier Wände füllen. Und all diese Schulbücher kannte ich dann nach und nach vom Durchblättern. Diese Schulbuchautoren, die verdienen sich dumm und dämlich. Der Autor kriegt nichts. Die guten Schulbuchautoren machen aus vier Schulbüchern ein fünftes. Die immer noch einigermaßen guten Autoren machen aus drei Schulbüchern ein viertes. Aber die meisten machen aus zweien ein drittes. Die lesen nichts anderes als zwei Schulbücher, und dann machen sie ein eigenes, indem sie die eine Hälfte aus dem einen Schulbuch nehmen und die andere Hälfte aus dem andern. Und dann erfinden sie noch ein paar dumme Fragen dazu. Ich habe einmal in den USA – die Studentinnen und Studenten in Amerika, die betrügen nicht, das gibt es nicht, abschreiben und so – ich habe dort also einmal eine Studentin zu einer kleinen Mogelei überredet. Im Deutschunterricht gab es zu „Die Tochter“ elf Fragen, mit denen man überprüfen wollte, ob die Geschichte verstanden wurde. Ich habe sie also überredet, ich sagte, ich will das mal machen, ich möchte diese Fragen beantworten, und du nimmst das dann mit. Und ich habe diese elf Fragen nach bestem Wissen und Gewissen ernsthaft beantwortet, ich habe keinen Schabernack getrieben – und hatte zwei richtig – zwei von elf...

pp: In „Die Ordnungskräfte“ schreibst du: „Ich hatte immer Mühe, Ordnung zu halten.“ Andererseits gibt es in deinen Texten nie gedankliche Ungenauigkeiten. Besteht da vielleicht einen Zusammenhang in dem Sinn, dass du mit der Präzision dessen, was du schreibst, schon genug zu tun hast?

Bichsel: Nein, umgekehrt. Jede Kunstform, auch die wirrste, schafft Ordnung. Nehmen wir den Jazz, den Freejazz der Sechzigerjahre, eine wirklich wirre und chaotische Musik, wo jeder spielt, was er will, nach unserer laienhaften Meinung. Auch das ist immer noch mehr Ordnung, Freejazz, als das Leben selbst. Jede Kunstform hat ihre Ordnungsprinzipien. Nein, es liegt nicht daran, dass ich schon mit der Ordnung in den Texten genug zu tun habe, sondern umgekehrt. Ich versuche mit Schreiben, mit einer Seite Schreiben, mein Leben ein bisschen zu ordnen. Im Grunde genommen sind alle Menschen unordentlich. Und was uns beide dann an den ordentlichen Menschen so stört, ist, dass die Ordnung, die sie sich da aufbauen, eigentlich eine Scheinordnung ist. Sie haben eine verdammte schöne Ordnung, und sie können sich nicht bewegen in dieser Wohnung, denn wenn sie sich bewegen, ist die Ordnung schon zum Teufel. Ich habe eine grauenhafte Sauordnung da auf meinem Tisch, ich hab' nicht mal mehr einen Platz zum Schreiben. Aber ich bin immer so getröstet, wenn ein Fotograf kommt und auch fotografiert, oder wenn das Fernsehen kommt und da Fernsehen macht. Immer, wenn sie das am Fernsehen gesehen hat, hat meine Frau gesagt, was hast du eigentlich, du hast ja wunderschön aufgeräumt! Die müssen das nur fotografieren, und schon ist es aufgeräumt. Das ist die Kunstform. Es ist unglaublich schwierig, einen nach Fisch stinkenden Abfallhaufen zu fotografieren, der wird augenblicklich ästhetisch, und alle sagen, eigentlich ist das schön. Und das ist eigentlich der Reiz auch beim Schreiben, dass die Dinge plötzlich eine Ordnung bekommen. Schreiben, erzählen schlechthin, ist umgehen mit Zeit. Auch ich kann mir keine Witze merken. Die fallen mir nur ein, wenn das Gespräch irgendwie plötzlich daraufkommt, da kommt es mir in den Sinn, da gibt es ja irgendeinen Witz. Es gibt keine Leute, die sich Witze merken können. Aber es gibt solche, denen sie wieder einfallen, und dann gibt's solche, die können Witze erzählen, und solche, die können keine Witze erzählen. Und die einen unterscheiden sich von den andern nur insofern, als der, der es erzählen kann, mit Zeit umgehen kann. Und der, der es nicht erzählen kann, kann mit Zeit nicht umgehen. Entweder erzählt er den Witz zu kurz oder zu lang. Ein Witz, eine Anekdote, hat eine absolut exakte, auf die Sekunde genau exakte Zeit. Wer die überschreitet, erzählt die Geschichte falsch, wer sie unterschreitet, ebenfalls. Es ist ein Umgehen mit Zeit, und letztlich dann ein Umgehen mit Geburt und Tod. Ich glaube, dass wir Menschen einen Zeitbegriff haben, dass wir Zeit erleben, dass uns die Zeit lange werden kann, dass sie kurzweilig oder langweilig sein kann, das hat ausschliesslich mit unserem Wissen zu tun, dass unser Leben endlich ist. Für eine Zeiteinteilung braucht man einen Anfang und ein Ende. Andere Lebewesen wissen nichts von der Sicherheit ihres Todes. Vielleicht weiss ein Hund, dass man verunfallen kann, vielleicht hat er es schon gesehen, aber er weiss nicht, dass es ihm sicher ist, dass er stirbt, das weiss er wohl nicht. Wir wissen alle, dass es uns sicher ist. Das ist auch das, was uns verbindet, und dieses Anfang und Ende, das ist ein Reiz des Schreibens, das ist mit Zeit umgehen. Ich ärgere mich masslos, wenn ein Lehrer auf die Idee kommt, und viele kommen auf die Idee – wieder diese scheussliche „Tochter“ –, ihre Schüler zu fragen: Wie geht es weiter? Was ist aus Monika geworden? Schreibt die Geschichte weiter. Ich finde das eine verdammte Frechheit. Die Geschichte ist zu Ende, **ich** beschliesse, wann sie zu Ende ist, und sie geht nicht weiter. Ich habe gar nichts dagegen, wenn ein Lehrer **den Anfang** einer Geschichte den Schülern vorliest oder schriftlich gibt und sagt, versucht mal, weiterzuschreiben. Das ist möglich. Aber die Geschichte hat ein Ende, und es gibt auch wunderbare Spiele, und böartige Spiele mit diesem Ende. Eine Geschichte, die ich sehr liebe, und eine der böartigsten, die ich je geschrieben habe, ist „Der Mann, dem eine Frau in die Arme fällt“. Vielleicht ist sie auf einem Baum gesessen, und er steht nun da mit einer Frau in den Armen, mit so Haaren, mit einem Gesicht, und dann sagt der Erzähler: „Und ich frage mich, wie wir diese Geschichte beenden wollen, aber inzwischen ist sie schon zu Ende, und Herr Grüter steht da und hat eine Frau in den Armen.“ Punkt, Schluss, meine Gemeinheit ist, er steht immer noch da – und es ist lange her, dass ich die Geschichte geschrieben habe. Und wenn das Buch mal in hundertfünfzig Jahren in einer Bibliothek in der hintersten Ecke im

Staub noch da ist, steht der Herr Grüter immer noch da, und er hat immer noch eine Frau in den Armen. Das finde ich eine absolute Gemeinheit vom Autor, aber eine Gemeinheit, die mir sehr viel Spass macht. Ich habe ihn sitzen lassen, ich habe ihn stehen lassen. Für immer. Ich glaube, bei dieser Geschichte ist wirklich kein Lehrer auf die Idee gekommen, wie weiter, denn sie hat ihren Reiz ausschliesslich darin, dass sie zu Ende ist.

pp: *Daniil Charms hat das ja auf die Spitze getrieben.*

Bichsel: Natürlich, ja, Charms, ein bösertiger Autor, ein böser Mensch. Ist verdammt lustig und tut verdammt weh.

pp: *Ich habe oft das Gefühl, ich sei irgendwie im vorigen Jahrhundert steckengeblieben. Wie ist das bei dir?*

Bichsel: Ja, ich staune, mit was für einer Leichtigkeit die Journalisten und auch die Leute auf der Strasse davon wissen, dass sie im 21. Jahrhundert leben. Wenn ich sage, in diesem Jahrhundert, meine ich immer noch das zwanzigste. Aber die jungen Leute sagen das mit Leichtigkeit, die reden vom letzten Jahrhundert, wie wir vom 19. Jahrhundert geredet haben. Im letzten Jahrhundert ist für mich immer noch das Neunzehnte. Das wird wohl so bleiben. Für die paar Jahre noch wird das sicher so bleiben. Und es stimmt auch: Mein Leben hat im 20. Jahrhundert stattgefunden. Ich habe das 21. nicht erreicht – auch wenn ich drin lebe.

pp: *In seinen Erinnerungen schreibt Leonhard Woolf, der Ehemann von Virginia, eigentlich sei die Wirkung seines lebenslangen Einsatzes für die Linke gleich null gewesen – er hätte genauso gut Karten spielen und Whisky trinken können. Du hast dich ja engagiert für die SP. Wie siehst du heute dein lebenslanges politisches Engagement?*

Bichsel: Ja, ja, ich verstehe das gut. Ich könnte das auch sagen. Ich habe nicht das Gefühl, dass ich Zeit verloren hätte oder Zeit verblödet hätte. Ich sage immer, ich hab' das gemacht, damals für Ritschard zum Beispiel, weil ich gerade nichts anderes zu tun hatte. Man hat nur eine Biografie, und das, was wäre, wenn ich das nicht gemacht hätte, hätte ich dann ein Buch oder eine anderes Buch geschrieben? Ich weiss es nicht. Der Satz von Sartre hat mir immer gefallen, und ich habe ihn auch immer im Hinterkopf: „Ich bereue nichts, was ich in meinem Leben getan habe, und ich möchte nichts noch einmal tun.“ Ich glaube, das habe ich auch getan, und das habe ich auch als Autor getan. Ich hatte damals, als die sieben „Kindergeschichten“ rausgekommen sind, sicher 14, 15 solcher Kindergeschichten, in Entwürfen und zum Teil auch fertig geschrieben. Ich wollte eigentlich nicht Geschichten für Kinder schreiben, ich wollte kindliches Denken an Geschichten demonstrieren, und ich hatte das Gefühl, diese sieben Geschichten decken alles ab. Ich bin natürlich von allen Leuten aufgefordert worden, weitere so schöne Geschichten zu schreiben oder zu veröffentlichen, und ich hätte damit Geld verdienen können, aber es macht mir nicht den geringsten Spass, etwas noch einmal zu tun. Und ich habe durchaus Verständnis für die Anderen, denen das Spass macht. Für einen Bernhard, den ich sehr schätze, der einfach ein Leben lang immer das selbe Buch geschrieben hat. Einfach das selbe Buch, immer wieder das selbe Buch, und das zweite Buch war wirklich schöner als das erste, und das dritte war schöner als das zweite. Ich habe das mit Vergnügen gelesen, aber das ist von der Tätigkeit her meine Sache nicht.

pp: *Bitte warte mal, ich muss schnell lesen, was da an deiner Wand steht: „Denn ihr seid neu, und ich bin alt geboren.“ Von wem ist das?*

Bichsel: Das ist von meinem Hausphilosophen. Von Goethe. Auch das hier an der anderen Wand ist Goethe: „Erfahrung ist ~~fast~~ immer eine Parodie auf die Idee.“ Das steht in den Notizen auf seiner zweiten Schweizer Reise. In der Schweiz ist ihm das eingefallen. Und das „fast“ ist an meiner Wand durchgestrichen. Im Original heisst es: „Erfahrung ist immer eine Parodie auf die Idee.“ Und wenn du das irgend in einem Zitatenschatz nachschlägst, ist immer das „fast“ drin, das hat aber Goethe nicht geschrieben. Aber jeder, der das gesammelt hat, hat festgestellt, der täuscht sich, es ist nicht immer, es ist fast immer. Es ist ein wunderbarer Satz. Und es ist ein Satz, den ich immer jungen Leuten sage – und hinzufüge: Glaubst nicht an die

erfahrenen alten Leute. Es gibt keine Erfahrung. Es gibt keine Erfahrung, es gibt nur Resignation. Die Erfahrung einer Ehe, das ist die Parodie auf die Liebe.

pp: *Im Gespräch mit Morlang sagst du auch einmal „Robert Walser ist ein Fuchs, Max Frisch ein Bär.“*

Bichsel: Das ist von mir? Das finde ich sehr gut. Hab' ich nicht mehr gewusst. Hie und da habe ich auch was Gescheites gesagt.

pp: *Und was bist du?*

Bichsel: (lacht) Wunderbar... – wohl ein Nashorn.

pp: *Sehr schön.*

Bichsel: Aber nicht ein Nashorn in freier Wildbahn, sondern ein Nashorn im Zoo. Ein resigniertes Nashorn.

pp: *Kannst du zu „resigniert“ noch etwas sagen?*

Bichsel: Es gibt ja Stelleninserate, da steht drin: „Gesucht: Belastbare Persönlichkeit“. Wenn ich eine Firma hätte und Angestellte suchen würde, dann würde ich nicht belastbare Persönlichkeiten suchen, sondern resignationsfähige Persönlichkeiten. Ich halte Resignation nicht für etwas Negatives. Das ist eine Lebensform, das ist eine Form der Kontemplation, das ist eine Form des Nachdenkens. Ich denke an August den Starken in Sachsen, den Sachsenkönig, der zurückgetreten ist oder zurücktreten musste, gegenüber der aufkeimenden Demokratie, der Republik, der sich auf den Balkon gestellt und gesagt hat: „Macht euren Dreck alleene“ – das ist Resignationsfähigkeit. Ich bin meines Wissens in kaum mehr einem Verein. Ich müsste es mir lange überlegen. Doch, in der SP bin ich noch. Es war so schön, in Vereinen zu sein, weil man austreten konnte. Und austreten ist ein wunderbares Gefühl. Es gibt eine transsibirische Geschichte von mir, wo einer der Bahnhöfe liebt und etappiert – also möglichst in kurzen Etappen Zug fährt, von Bahnhof zu Bahnhof. Und dann heisst es: Ich verlasse diesen Zug für immer und nehme einen anderen – dieses leicht süssliche Gift des Verrats.

pp: *Bist du noch in der Kirche?*

Bichsel: Ja. Und da habe ich einen Grund, zu bleiben, und ich werde auch weiterhin bleiben. Ich wünsche keinen Pfarrer an meiner Beerdigung. Ich benütze die Kirche auch überhaupt nicht mehr. Aber ich habe eine religiöse Vergangenheit als Kind, eine pietistische, frei gewählt, nicht auf Druck der Eltern. Ich war ein sehr frommes Kind, ich hab' dauernd die Bibel gelesen. Das hat mich auch geprägt. Und ich war ein sehr angepasstes Kind, und ein sehr liebes Kind, ich hatte ein gutes Verhältnis zu meinen Eltern, die einfache, etwas spiessige Eltern waren. Ich hätte keine Möglichkeit gehabt, mich von diesen Eltern abzusetzen. Ausser, indem ich das tat, was sie wollten, nämlich Anständigkeit und Nettigkeit bis zum Gehnichtmehr zu betreiben. Und diese Unterkirche mit Predigern, mit frömmeligen Predigern, es gibt auch eine Geschichte im „Milchmann“, der „Herr Gigon“, das war mein Emanzipationsinstrument. Es wäre aus mir nichts geworden, wenn mir nicht die Kirche, vor allem diese pietistische Unterkirche, dieses Instrument angeboten hätte. Ich war in der ganzen Familie der einzige, der noch in der Kirche war, und ich bezahle meine Kirchensteuern gern, weil ich mir immer vorstelle, irgendeiner wird die Kirche wieder mal als Emanzipationsinstrument benützen können wie ich. Und ich bin dieser Kirche sehr dankbar, dass ich sie als solches benützen konnte. Fromm bin ich nicht mehr, religiös bin ich immer noch.

pp: *Das wäre dir als Katholik wahrscheinlich anders ergangen.*

Bichsel: Ich stelle mir vor, dass das viel schwerer gewesen wäre, weil der katholische Glaube etwas sehr viel Geschlosseneres ist. Oder sicher von einem Kind als sehr geschlossen erfahren wird. Aber in der reformierten Kirche begannen die Sekten eigentlich schon in der Kirche selbst, eben in dieser Unterkirche, wo dann diese Prediger ihre Bibelstunden abhielten. Ja, möglich, dass es mir als Katholik anders ergangen wäre. Ich habe nicht das geringste Trauma

davon, ich bin überhaupt nicht traumatisiert worden durch diese Kirche, was dann Katholiken, die sich absetzten, doch oft und immer wieder passierte.

pp: *Die brauchen ja dann auch das Ventil der Fasnacht.*

Bichsel: Das ist sicher historisch, aber viel Historische geht natürlich auch in die Knochen der Lebenden.

pp: *Das ist jetzt vielleicht eine seltsame Frage – aber wie dein Verhältnis zu Adorno? Hast du zum Beispiel „Minima Moralia“ gelesen?*

Bichsel: Ich kenne von Adorno nur kleinere Essays, meistens zur Musik. Die Philosophen blieben mir immer ein bisschen verschlossen. Ein Grund auch, noch mal, dass bei der Religiosität, bei der Frömmigkeit, so mit 17 mein langsamer Abschied von der Kirche begann – und ich habe mich über die Theologie aus der Kirche rausgemogelt, ich habe ein brennendes Interesse für Theologie entwickelt. Ich habe die Theologen gelesen, ich habe sehr viel Karl Barth gelesen, und mit grosser Begeisterung. Auch noch mit einer frommen Begeisterung, aber im Hinterkopf wusste ich es, ich benütze die Theologie als Ausstiegsinstrument. Da bin ich am Rande natürlich immer mit Philosophie in Kontakt gekommen. Was ich gelesen habe an Philosophie, war der ganze Kierkegaard, aber das ist ein sehr theologischer Philosoph, und was ich noch gelesen habe, das ist der ganze Sartre. Ich las die Philosophen, solange sie literarisch waren. Und Kierkegaard hat mir natürlich auch sprachlich sehr geprägt. Er hat fast geschrieben wie Wittgenstein, der eigentlich ein konkreter Lyriker war.

pp: *Was ich mich letztthin gefragt habe, als ich einen Roman von ihm las – wie geht es dir mit Simenon, liest du den überhaupt?*

Bichsel: Da habe ich nie so ganz den Einstieg gefunden. Ich hatte immer eine grosse Verehrung für Simenon. Ich war eigentlich immer begeistert, was der Kerl kann, und dass man den Sachen anmerkt, wie schnell sie geschrieben sind, und wie präzise sie geschrieben sind in dieser Schnelligkeit. Also Verehrung schon, aber es hat mir da nie den Ärmel reingenommen. Kommt dazu, und ich bin keineswegs stolz darauf, ich empfinde das als mein grosses Defizit, ich konnte mit französischem Denken eigentlich nie etwas anfangen. Und jetzt wirst du sagen, du hast ja eben von Sartre gesprochen. Sartre ist ein ausgesprochen deutscher Denker – er denkt vom Deutschen her. Er ist als deutschsprachiger Elsässer aufgewachsen.

pp: *Wobei – das sagt man auch von Proust. In Frankreich sagt man, das ist ein deutscher Schriftsteller.*

Bichsel: Ja, das leuchtet mir ein. Aber mir ist kaum eine Kultur so fremd geblieben wie die französische. Ich war immer ein bisschen traurig, dass ich „Le mode diplomatique“ nicht lesen konnte. Mein Französisch ist gleich null, es reicht nicht für diese Beilage. Ich kann es jetzt in deutscher Übersetzung, in der WoZ, lesen, und ich verstehe es immer noch nicht.

pp: *Das geht mir auch so. Ich versteh' das nicht.*

Bichsel: Und dann kommen Franzosen oder Romands und sagen: Warum gibt es eigentlich auf Deutsch keine politische Literatur? Dann antworte ich: Das habe ich dich eben auch fragen wollen, warum es im Französischen keine politische Literatur gibt. Weil die unter politischer Literatur etwas ganz anderes verstehen, nämlich diese Essays auf ganz hoher Ebene, die wir nicht mehr als politisch empfinden.

pp: *Und Balzac?*

Bichsel: Balzac ist eine Urwurzel.

pp: *Was mich bei ihm fasziniert ist, dass er immer alles sofort ausplaudern muss.*

Bichsel: Da ist natürlich noch Flauberts „Bovard und Pécuchet“, das ist für mich etwas vom höchsten in der Literatur. Ein wunderbarer Autor, der Flaubert. Und die „Madame Bovary“ tut heute noch weh, ein grauenhaftes Buch, wunderbar geschriebenes, tolles Buch, das mir heute noch aktuell weh tut.

pp: *Ich sehe, du hast da an der Wand, ich finde das wunderschön, ein Bild, also kein Bild, sondern einen Kasten, mit Glas vornedran, und da ist eine Pfeife drin; klar, da kommt einem Magritte in den Sinn.*

Bichsel: Das ist Magritte. Bei ihm heisst es „Ceci, ce n'est pas une pipe“. Und hier steht klein drunter: „Ceci, c'est une pipe“. Und es ist im Übrigen die Pfeife von Max Frisch. Ist mein kleiner Altar. Max Frisch würde sich furchtbar ärgern. Aber das hat er nun davon.

pp: *Ich habe dich eigentlich noch zu Deutschland und...*

Bichsel: Ja, weiter, nur weiter!

pp: *Also, ich hatte da Mühe, die Frage zu formulieren – also mit diesem neuen Patriotismus, der ja auch in der Schweiz so seine ziemlich mediokren Formen hat...*

Bichsel: Wenn wir an das Wort „Neo“ denken, gibt es ja auch noch andere Neos als Neopatrioten. Ich fahre zusammen, wenn ich das Wort „neu“ in Zusammenhang mit Altem höre. Ich halte diese Leute nicht für Neofaschisten, ich halte sie für Faschisten, für gefährliche Faschisten, und „Neo“ ist eine Besänftigung. Und da bleibe ich ganz hart: Eines der grössten Verbrechen auf dieser Welt ist der Patriotismus. Wo und wann und warum auch immer. Und dann kommt sofort die Gegenfrage vom Interviewer oder vom Mann in der Kneipe, wenn ich das sage, sagt er ja, du meinst wohl Nationalismus. Und es gibt nicht den geringsten Unterschied zwischen Nationalismus und Patriotismus. Es sind nur zwei Wörter. Dann sagt er ja, aber Nationalismus ist doch, wenn einer alles überhöht, und Patriotismus ist, wenn einer seine Heimat liebt. Ja, gut. Es ist das selbe. Aber der Patriotismus der Anderen heisst immer Nationalismus. Wenn es in Deutschland, und zwar nur wegen dieser Fussballweltmeisterschaften, plötzlich so einen neuen Patriotismus gibt, dann fürchten wir Schweizer uns bereits über den neuen deutschen Nationalismus, freuen uns aber gleichzeitig über unseren neuen Patriotismus. Am Tag nach dem Ausscheiden der Schweiz waren die Tricots und die Fahnen weg. Wie billig Patriotismus ist, kann man daran abschätzen, wenn dieser sich an so was Blödem wie Fussball entzündet. Ich gehe auch noch zum Fussball, ich nehm's auch ernst, wenn Solothurn gewinnt oder verliert. Aber – nein, das war keine Freude, und dass das uns das Spiel gegen Italien erspart blieb, ich glaube, da ist uns mehr erspart geblieben als nur ein Spiel. Das hätte verdammt ernst werden können. Bei einem Fest in Solothurn hat es eine Riesenschlägerei gegeben, weil Italiener mit einem italienischen Fähnchen durch die Strassen gegangen sind. Kommentar der Leute: Das ist eine Sauerei, das waren blöde Buben und so, aber man geht auch nicht mit einer italienischen Fahne ans Märetfest. Nein, dieser Fussballpatriotismus ist etwas Ernsteres, als wir glauben.

pp: *Im Tages-Anzeiger hatte es ein Foto von einem Schweizer Fan, etwa 60, mit Shorts, einem Schweizer Kreuz-T-Shirt und einer Kuhlreichel an der Schulter, der im Kölner Dom für die Schweizer Mannschaft eine Kerze anzündete. Also, da bin ich richtig erschrocken.*

Bichsel: Natürlich. Fussball ist ein sehr kämpferisches Spiel, er wird immer kämpferischer, und es geht im Fussball, auch wenn das alle bestreiten, auch wenn das alle Funktionäre bestreiten, es geht um die Erniedrigung des Gegners. Und dieses Geschrei, ich habe es gehört – ich gehe nie mehr in ein Stadion, ich geh nur noch auf den Fussballplatz – dieses Geschrei, als die Marseillaise, gegen Frankreich in der Vorausscheidung, niedergepiffen wurde, als die türkische Nationalhymne niedergepiffen wurde – es waren aber eben nicht ein paar Chaoten, sondern es waren Tausende, und nicht nur Junge, auch Siebzigjährige, Fünfundsiebzigjährige. Zidane habe ich zufälligerweise, im Gegensatz zu allen Anderen, nie gemocht, er riecht nach Pitralon, wenn man ihn anschaut, riecht er nach Pitralon, und ich mag diesen Pitralongeschmack nicht. Aber das ist etwas ganz Persönliches, und vielleicht ist er ein netter Kerl. Aber ich habe mich geschämt, als Zidane in diesem Ausscheidungsspiel eingelaufen ist – es gab ein Pfeifkonzert von allen. Das ist die Erniedrigung des Gegners, der Gegner muss erniedrigt werden. Und das ist, wenn schon Patriotismus, weiss Gott kein wünschenswerter.

pp: *Wobei, du hast ja sinngemäss selber gesagt: Es gibt keinen wünschenswerten Patriotismus.*

Bichsel: Nein, gibt es nicht.

pp: *So, jetzt kommt die letzte Frage, und zwar: Wie ist dein heutiges Verhältnis zur SP?*

Bichsel: Soll ich übertreiben?

pp: *Ja.*

Bichsel: Also, ein Ähnliches wie zur Kirche. Die SP ist ein guter Teil meiner Biografie. Ich war 1968 absolut überzeugt – in „Des Schweizers Schweiz“, da stehen viele Entschuldigungssätze, die musste man damals noch schreiben. Einer der Entschuldigungssätze heisst: „Sicher ist vieles gut in dieser Schweiz, aber ich möchte in zwanzig Jahren nicht in einer Schweiz leben wie dieser.“ Darin war eine grosse Hoffnung, nicht nur die Hoffnung, sondern die Sicherheit, dass die Schweiz noch ein bisschen demokratischer wird, noch ein bisschen politischer, dass die Schweiz sozialer, vielleicht sogar humaner wird – eine Hoffnung, die ich inzwischen gar nicht mehr nachvollziehen kann, und auch, das man sie 1968 haben konnte, aber man konnte sie wohl haben. Ich habe da gern mitgemacht, und ich war überzeugt engagiert, und es war nicht nutzlos, sich zu engagieren. Es war teilweise auch sehr schön, sich zu engagieren. Die Sozialisten, die früher gesungen haben, „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“ – ein wunderbares Lied, ich habe es das letzte Mal vor mich hin gesummt in Leipzig vor dem Haus von Wilhelm Liebknecht, die Internationale auch noch, ich fand das sehr schön. Brüder, zur Sonne, zur Freiheit. Die, die das gesungen haben, das waren Proletarier. Die wussten auch, dass sie Proletarier bleiben. Deshalb waren sie Proletarier. Das waren nicht solche, die morgen im Lotto einen Sechser haben und Millionäre werden. Sondern die bleiben ein Leben lang Proletarier, möchten aber für die Proletarier ein bisschen ein besseres Leben. Das haben sie auch erreicht, wenn auch nicht selbst erlebt. Aber „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“, dass sie das erreichen werden, das haben sie nicht im Ernst geglaubt. Aber sie haben sich gefreut darüber, sich auf den Weg zu machen. Dieser Weg bleibt für mich immer noch wichtig und immer noch schön. Und selbstverständlich kann ich nicht aus der SP austreten. Ich würde aus meiner Biografie austreten.

pp: *Ja, und das ist dann wirklich wie bei der Kirche.*

Bichsel: Natürlich. Und einen Teil meiner Emanzipation habe ich auch da erlebt. Ich erlebte noch eine Zeit, in der SP Zuchwil, wo es noch drei, vier, fünf gebildete Sozialdemokraten gab, die zuhause die ganzen Bücher der Gutenberg-Bibliothek hatten, und das auch alles gelesen hatten. Wirklich gebildete Leute. Und an die erste Parteiversammlung, in Zuchwil, ich bin da in die Partei eingetreten, 1957, erinnere ich mich noch gut. Da standen vorher bei mir vor der Tür zuhause zwei Leute und sagten: Oh, Entschuldigung! Und ich fragte: Was ist? Und sie sagten: Ja, wir sind von der SP. Die haben nämlich gedacht, ich sei bei den Freisinnigen. Da habe ich gesagt, kommt rein, und habt ihr so einen Zettel, ich möchte nämlich eintreten. Und als ich in diese Zuchwiler Parteiversammlung ging, da wurden gerade die Kandidaten aufgestellt für den Gemeinderat. Da sagte einer: Ja, da der junge Lehrer, der soll doch auch auf die Liste! Da haben alle gesagt, prima, der Bichsel soll auf die Liste! Dann ist einer dieser alten Sozialdemokraten aufgestanden, schaute die alle böse an und sagte: „Lasst mir den in Ruhe! Aus dem muss noch was werden!“ Das habe ich so toll gefunden – ich glaube, der Mann hat mir das Leben gerettet. Und er hat es gespürt, und er hat es gewusst.

pp: *Das ist ein guter Abschluss, finde ich.*

Bichsel: Ja, prima, wunderbar. Jetzt gömmer id Beiz.